



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lingke, A.: Weihnachten und die zwölf Nächte

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Weihnachten und die zwölf Nächte

Von A. Klinge in Dresden



Es weihnachtet, sagen die Leute, wenn die Adventszeit angebrochen ist, und ein eisiger Nord die Flocken wirbelnd durcheinander treibt. Es weihnachtet! Ein Wort voll sehnsüchtiger Ahnung für die Kinder, voll bunter Erinnerungen für die Alten. Wir träumen uns zurück in die holde Zeit, wo wir in dem dunkeln Zimmer saßen und von dem flüsterten, was das Christkind wohl bringen werde. Da ging von der Straße her ein flüchtiger Schein an den Wänden hin. Der heilige Christ! Der heilige Christ! so riefen wir und lauschten, ob die Hausglocke schelle. Und horch! es klingelte, es pochte an die Stubentür, sie öffnete sich, und durch die schmale Spalte rollten Äpfel und Nüsse in buntem Durcheinander herein. Ein andermal trat der Knecht Ruprecht in höchsteigner Person in das Zimmer, in Pelz gehüllt, das Gesicht verummmt, die mächtige Rute in der Hand, den schweren Sack auf dem Rücken. Er fragte nach Fleiß und Artigkeit, ließ sich das Gebet aussagen und lobte oder strafte, je nachdem. So ging die Adventszeit dahin in wonniger, dämmernder Ahnung; draußen trübe Tage, im Herzen lichte Weihnachtshoffnung. Früher als sonst wurden wir zu Bett geschickt, weil das Christkind mit den Eltern zu reden hatte, und wir zweifelten auch nicht daran, denn am Morgen wurde eine goldne Nuß unter dem Schranke gefunden, und Silberstimmer war auf dem Boden verstreut, den hatte das Christkind von seinen Flügeln abgestreift. In der Dämmerung gingen wir hinüber zu dem Nachbar, einem armen alten Berginvaliden, der eine Krippe zusammengebastelt hatte, und standen bewundernd vor dem erleuchteten, stufenweise angeordneten Gerüst an der Wand, das die heilige Geschichte der Geburt des Weltenheilandes versinnbildlichte.

So kam der Weihnachtsabend heran. Kaum konnten wir die Dämmerung erwarten. Endlich schlug die ersehnte Stunde, und aus dem Dunkel stürzten wir in das blendend helle Zimmer, in dessen Mitte sich stolz der grüne Tannenbaum erhob mit den vielen Lichtern, dem goldnen Stern, dem wächsernen Engel und all seinem Schmuck von niedlichen und süßen Dingen. Schenkten wir ihm auch zunächst weniger Beachtung als den darunter ausgebreiteten Gaben, sokehrten wir doch schließlich aufmerksam zurück zu dem gemeinsamen Freunde, der noch so lange weihnachtlichen Nachglanz verbreitete, bis die „Zwölfe“ vorbei waren, und er am Tage der heiligen drei Könige dürr vor Alter und seines Schmuckes bar dem Feuer übergeben wurde.

Verschieden sind die Gestalten, die durch die Dämmerung der Advents-abende und der zwölf Nächte schleichen; im Norden des deutschen Vaterlandes sind es zumeist altheidnische Götter, im Süden die lebendig gewordenen Bilder

der biblischen Geschichte. Die Wahrnehmung, daß in den Adventen und in den zwölf Nächten noch heute Wesen des germanischen Heidentums auftreten, und die Beobachtung, wie sich an diese Zeit allerhand Aberglaube knüpft, deuten auf die vorchristliche Heiligkeit der Winter Sonnenwende bei den deutschen Stämmen. Der Wittwinter oder die Wende der winterlichen Sonne zu sommerlichem Glanz in der zweiten Hälfte des Dezembers war vor allem eine hochheilige Zeit der Germanen. Das war begründet in dem Ursprung vorherrschend religiöser Anschauungen aus dem Leben der Natur, in der Entstehung der meisten und bedeutendsten Gottheiten als Verkörperungen natürlicher Kräfte. Die schaffenden Triebe der Erde ruhen in dieser stillen Zeit, um sich zu neuem, segensreichem Wirken zu sammeln. In der ersten Stunde eines neuen Jahres aber rühren sie sich und erwachen auf einen Augenblick. Eine Zeit also, die wie der Wittwinter einerseits den vollen Abschluß des alten, andererseits den Aufschluß des neuen Naturjahres in sich hält, mußte die vergöttlichten Naturkräfte in sich sammeln und zu ihrem großen Opferfeste werden. So sehen wir die Gebräuche des Herbstes und des Frühlings in der Weihnachtszeit zusammenfließen.

Das altdeutsche Jahr fing nämlich mit dem Wintersonnwendtag an, d. h. zu der Zeit, wo die Sonne auf ihrem tiefsten Standpunkte stillzustehn und auszuruhen scheint, bevor sie ihre aufwärts gewandte und nun von Tag zu Tag wieder wachsende neue Laufbahn beginnt. Der 24. Dezember — den man (statt des 21.) für den kürzesten Tag hielt, und dessen Nacht die Deutschen modranacht (Mutternacht) nannten —, die Wintersonnenwende war Jahresanfang. Das Leben des Jahres ist aber dasselbe wie das Leben der Sonne; es ist ihre Erneuerung, ihr Wachstum, ihr Sieg über die Nacht und den Winter, ihre fröhliche, fruchtreiche Herrschaft, ihr Ermatten und das Nachlassen der Tageslänge, ja ihr allmähliches Absterben und endliches Begrabenwerden in der Nacht des Winters. Alles das spiegelt sich denn auch im altdeutschen Mythos wieder, ordnet sich um den Himmelskönig Wodan, der der Herr der Sonne ist, und den die uralte Sage deshalb auch als einäugig darstellt, weil ja der Himmel nur eine Sonne, nur ein Auge hat. Zur Zeit der Zwölften erwacht nach des Volkes Glauben der Jahrgott Wodan aus dem Winterschlaf und hält in brausendem Sturm, gefolgt von allen Göttern des Himmels, seinen segnenden Umzug durch das verehrungsvoll feiernde Land. Milchweiß ist Sleipnir, sein herrliches wunderbares Roß, Feuer sprüht ihm aus den Nüstern, und die nordische Mythe erkannte ihm sogar acht Füße zu, um seine ungeheure Schnelligkeit zu symbolisieren. Auf seinem Rücken trug es den hohen gewaltigen Reiter, um dessen Schultern sich immer ein langwallender Mantel schmiegte, und dessen Haupt selten der Helm, fast immer aber ein großer breittrempiger Hut bedeckte. Hut und Mantel aber sind wie das Roß Natursymbole; es sind Abbilder der bedeckenden und umhüllenden Wolkenmassen, als die sie beide in unsern Märgen als Nebelkappe und Wunschmantel noch heute große Rollen spielen. Bei den deutschen Stämmen tritt Wuotan (Wodan) als die Gottheit auf, die hauptsächlich den Segen des Feldes verleiht, und der somit die Erntepfer und die Frühlingsopfer vor allem gehören. Neben ihm steht seine Gemahlin, die mütter-

liche Erdgöttin Freia, Freia oder Holba und Berchta und hat als Genossin des Gottes an seiner Tätigkeit und seiner Ehre teil.

Nach der vollen Bestellung des Winterfeldes, wenn in den Hof alle Ernte eingebracht war, begann die heilige Zeit des Gottes. Da zog er auf seinem Rosse durch das Land, empfing Opfer und gab Segen. Die Erinnerung an diesen Umzug Wodans haben viele deutsche Landschaften in der Gestalt des Schimmelreiters bewahrt, der, begleitet von einem Bären, dargestellt durch einen Burschen, der in Stroh, vornehmlich in Erbsstroh gehüllt ist, auftritt. In Schlesien und in Niedersachsen zieht der Schimmelreiter zur Ernte oder zu Martini herum, in der Zeit der Kirchmessen, d. i. der kirchlich gemachten Opferschmäuse. Der heilige Martin selbst ist zum Schutznamen für Wuotan gemacht worden und erscheint segenspendend an seinem Kalendertage (11. November). In Holland und in der Mark beschert er den Kleinen gleich dem Christkinde, in Schwaben aber zieht der Pelzmärte umher, ein vermummter Kerl mit geschwärztem Gesicht und einer Kuhshelle. In andern Gegenden führt der Schimmelreiter den Namen Ruprecht, das ist jene kinderschreckende und zugleich kinderfreuende Gestalt, in Pelz oder in Stroh gehüllt, das Gesicht vermummt, die Rute oder die Keule in der Hand, den Sack mit Gaben auf dem Rücken. Knecht Ruprecht ist bekannt in der Mark, in Sachsen, in Thüringen, in der Lausitz und in dem westlichen Teile von Schlesien, auch in dem südlichen Deutschland ist er stellenweise zu treffen. Es ist jedoch kein Knecht in dem alten Pelzträger verborgen, sondern, wie der Name schon sagt, ein ruhmgänzender (hruodperaht) Gott — niemand anders als Wuotan selbst. Im nordwestlichen und im südlichen Deutschland tritt der heilige Nikolaus (Sante Klaas) an seine Stelle. So weisen alle drei: der heilige Martin, Knecht Ruprecht und der heilige Nikolaus, deutlich auf die heidnische Gestalt, der sie ihren Namen borgten, hin; es ist Wuotan, der die Opferschmäuse besucht und segenspendend durch die Reihen seiner Gläubigen zieht, die freilich jetzt in der Hauptsache bis auf die Kinder zusammengeschmolzen sind. Im Elsaß ist es das Christkind selbst, das auf einem Esel angeritten kommt. Damit dieser etwas zu fressen findet, legen die Kinder in der Gegend von Straßburg kleine Heubündel vor die Tür des Schlafzimmers, dabei im Kreise tanzend und singend:

Christkindele, Christkindele,  
Kumm du zu uns eryn!  
Mer hän e frischs Heubindele  
Un au e Gläsele Wyn;  
E Bindele fürs Ejele,  
Firs Kindele e Gläsele,  
Un bete könne mer au!

Doch ist das Christkind, das herumreitet und seine Ankunft durch eine Glocke ankündigt, nicht ein wirkliches Kind wie in Schwaben, sondern ähnlich dem Engel, der in Hessen den Nikolaus begleitet, eine erwachsene Frau in weißem Gewande, mit langen blonden Haaren aus Baumwolle. Ihr Gesicht ist mit Mehl bestäubt, auf dem Haupte trägt sie eine Krone von Goldpapier mit brennenden Wachskerzen, und in der einen Hand hält sie eine silberne

Glocke, in der andern einen Korb mit Zuckerwerk. Ihr Begleiter ist der Hans Trapp, der jedoch mit der Mythe in gar keinem Zusammenhange steht. Es soll der Name dieser Schreckgestalt von einem Hans von Dratt oder Tratten, einem Ritter aus der Zeit des Kurfürsten Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz, herrühren, der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit der Feste Bärbelstein oder Berwardtstein belehnt wurde und das arme Volk im Schlettenbacher Tale so über alle Maßen peinigte und quälte, daß noch lange nach seinem Tode Eltern ihren Kindern, wenn sie unartig waren, die Worte zuriefen: Warte, warte, jetzt kommt der Hans Tratt!

Die leuchtende Göttin Berchta begleitet den Gott Wuotan bei seinen Umzügen, und wo die Vermischung des Heidnischen mit dem Christlichen naiver geschehen ist, die Jungfrau Maria. Die Umzüge des Schimmelreiters, des Ruprechts, St. Martins, Nikolaus und der Frau Berchta sind die Vorspiele der Feier der zwölf Nächte. Die ganze Zeit, seitdem die Sonne ihren Wendepunkt erreichte, bis zu dem Tage, wo sie wieder vorwärts geht, die zwölf Nächte oder die Zwölften, auch Rauhnächte genannt, war geheiligt; die Gottheit wachte über die Heilighaltung ihrer Zeit. Wenn der Sturmgesang des Götterumzugs in den Zwölften durch die Lüfte brauste, herrschte tiefe Stille, sogar Gerichtsfriede im ganzen Lande; alles ergab sich der festlichen Freude. Die Gemeinde versammelte sich, um den als Opfer geschlachteten Zuleber gemeinschaftlich bei heiterm Biergelage zu verzehren. Noch ist es in den meisten Gegenden Deutschlands Glaube, daß in den Zwölften keine Arbeit vorgenommen, vor allem nicht gesponnen werden darf; ist dennoch während dieser Tage Flachs auf dem Rode, so heißt es in Norddeutschland: „De Wod jagt durch!“ und zum Zeichen, daß er wirklich hindurchgefahren sei, stecken die Knechte den Dirnen Pferdemeiß in den Flachs als deutliche Spur seiner Roffe. Auch das Haus muß sein sauber sein zur festlichen Zeit, denn bisweilen pflegt Frau Berchta nachzusehen, ob alles in der Küche ordentlich ist; darum wird jeden Abend der Herd aufgeräumt. Findet sie Unordnung, so weicht sie von dem Hause, und Unglück kommt darüber. Ist die Ordnung des Hauses für die heilige Zeit bestimmt, dann darf sie nicht wieder gestört werden. So oft der Tisch während der Zwölften verrückt wird, so oft donnert es im nächsten Jahre. Die feierliche Ruhe, die heilige Stille muß gehütet werden; wer durch Lärm, besonders durch lautes Zuschlagen der Türen, die Weihnachten entweicht, hat im nächsten Sommer den Blitz zu fürchten.

Als Zeichen der festlichen Tage loderten die Feuer, die alle hochheiligen Zeiten der Germanen schmückten. Die Weihnachts- oder Sulfeuer sind noch allgemein in Schweden und teilweise in Norwegen; in England wird noch heute ein festliches Kaminfeuer in den Weihnachten unterhalten, das die heiligen Tage hindurch brennen muß. Ein Stückchen muß übrig bleiben, mit dem der nächste Sulblock angezündet wird. Mehr oder minder stehen diese Feuer in bezug zur Sonne; wie die Fastnacht- und die Osterfeuer ihre wachsende Kraft, die Johannisfeuer ihre sommerliche Wende, so feiern die Weihnachtsfeuer die winterliche Umkehr. Die Räder, die dabei in norddeutschen Gegenden angezündet und die Abhänge hinuntergerollt werden, das Scheibentreiben, das in

Süddeutschland allgemein ist, sind symbolische Zeichen, die auf die Sonne Bezug haben.

Vornehmlich ist es also der Gott Wodan, dem die Feier der Wintersonnenwende gilt. Zog er schon seit der Ernte durch das Land, so hält er in der Weihnachtszeit einen noch festlichen Umzug. Bald kommt er als Reiter die Waldwege daher oder pocht als Fußwandler im Pelzkleide an das verschlossene Hoftor, bald auch braust sein Gefolge hinter ihm drein, das Wodansheer, auch das mütende oder wilde Heer, die wilde Jagd oder das Nachtgejaid geheißen, das den großen Gott im Sturmeswehen begleitet. Die Zeit des Umzugs ist vorzugsweise Weihnachten oder die Zwölften. In diesem nächtlichen Umzuge nahm Wodan die Opfer entgegen, die man ihm brachte. Mitten im winterlichen Schnee, am liebsten an einem Kreuzwege, damit ihn der Gott nicht verfehle, pflanzte man als freudiges Symbol der nie verlöschenden Lebenskraft den grünen Tannenbaum auf, der sich mitten in Frost und Eisesstarre die Leibsarbe des Sommergottes bewahrt, und wollte damit hindeuten auf den wieder nahenden Frühling. Die Tanne behängte man mit Fruchtopfern, mit Äpfeln und Nüssen, ebenfalls Symbolen der Keimkraft der Natur, und besteckte sie nach gemeinem Festbrauch heiliger Nächte mit brennenden Lichtern — unser heutiger Christbaum, den noch jetzt die Kinder mit Schaumgold schmücken zur Erinnerung an die goldgeschmückten Heiligtümer Wodans. Neben Wodan thronte in ebenbürtiger Majestät seine Gemahlin, die vielnamige Mutter des Lebens. Ihre urgermanische Bezeichnung war Freia, die liebende, freundliche. Auch sie hält unter verschiedenen Namen: Frau Berchta, die Glänzende, Frau Holde oder Holle, die Gnädige, wie sie in der Landschaft gerade heißt, in den Zwölften ihren Umzug durch die Häuser und vor allem die Spinnstuben, denn der Flachs steht unter ihrer besondern Pflege, und die Kunkel, des Weibes Zeichen, ist ihr heilig. Auch Berchta hielt ihre hauptsächlichsten Umzüge um Mitternacht in der Weihnachtszeit. Aber von der Vorstellung einer lichten, liebevollen Göttin ist wenig übrig geblieben, ihre jugendliche Schönheit hat sie an die christliche Himmelskönigin Maria verloren. Als altes Weib pocht sie Nachts an die Fenster, und unwillkommen ist ihr Besuch. Die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Göttin hat sich zur Angst vor dem Gespenst verdüstert. Auch der Dreikönigstag war ihr heilig und hieß durch das ganze Mittelalter und noch heute in einzelnen Gegenden der Berchtentag, die vorangehende Nacht Berchtemacht. Seit alter Zeit waren am Berchtenabend Volksaufzüge im Schwang, die die Umfahrt der Berchta mimisch darstellten. Frau Berchta ging mit ihrem Gefolge von Haus zu Haus und heischte Gaben; man nannte das „berchteln“ oder „bechteln.“ Im Elsaß fiel das Fest in die Weihnachtsfeiertage, an andern Orten im Mittelalter auf den 30. Dezember, den Tag der „milden Bechta.“ Da liefen in Straßburg „die Handwerksknechte oder -knaben nach alter Gewohnheit“ von einer Trinkstube in die andre und drangen auch frommen Leuten in die Häuser, um Gaben zu erbitten und zu erpressen, weshalb der Umzug bei Strafe auf die Trinkstuben und die Häuser der Handwerksmeister beschränkt wurde. Ein Überrest mittelalterlichen „Bechtelns“ findet sich noch im Unterelsaß, wo in den Ortschaften am Christabend Sperrnacht gehalten wird, das heißt, die Mädchen

werden gesperrt, und das Spinnen über die Feiertage eingestellt. Die jungen Leute versammeln sich partienweise, halten Mahlzeiten und treiben allerlei Kurzweil. Ein Hauptspaß besteht darin, daß sich die jungen Burschen, wie einst die Handwerksknaben zu Straßburg, in die Küchen auch minder bekannter Leute schleichen, um die Pfanne mit dem Braten wegzustehlen. In den ganzen deutschen Alpen ist die Sitte des „Berchtenlaufens“ oder „Berchtenspringens“ verbreitet. Während der Rauhnächte ziehn die Burschen der Alpendörfer, oft hundert an der Zahl, mit Ruhglockenschall und Peitschenlärm in seltsamer Vermummung von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, mit Hüpfen und Springen. Värmend, mit Stäben in der Hand, tanzen sie den ganzen Tag im Dorf und in den Wirtschaften herum, wie es im württembergischen Oberlande auch zur Zeit der Fastnacht heute noch Mode ist. Sicher ist, daß wir in diesem Berchtenspringen den Rest eines der Göttin Berchta heiligen Tages zu sehen haben.

Die Erinnerung an die heidnischen Julgelage, die Opferschmäuse der alten Germanen zu Ehren ihrer Götter, hat sich auch in Deutschland durch die Gerichte bewahrt, die man am Christ-, am Silvester- oder am Dreikönigsabend noch nach alter Sitte bereitet. Im Thüringischen ißt man Knödel mit Hering, im Württembergischen Heringsalat; wer dies tut, wird im nächsten Jahr immer Geld haben. Dasselbe verheißt man in Schwaben dem, der zu Neujahr gelbe Rüben ißt. In Steiermark pflegt man Karpfen und einen Mohn- oder Honigstrudel, in Schlesien Mohnklöße und Karpfen oder geräuchertes Schweinefleisch mit Backobst zu essen. In der Altmark muß Hering oder Hirse, in der Uckermark während der Zwölften Kohl mit Schweinskopf und Lungenwurst gegessen werden. Der Eberkopf ist in England das feierliche Hauptgericht der Weihnachten. Es sind dies alles, wie schon erwähnt worden ist, Opfergerichte, ein Teil davon mußte also der Gottheit zukommen. Noch heute ist es in einzelnen Teilen von Oberkärnten Sitte, in der Dreikönigsnacht Brot und gefüllte Nudeln für die Berchta auf den Küchentisch zu stellen, damit sie davon abbeiße und koste. Tut sie das, so wird ein gutes Jahr.

Auch besondere Bäckereien sind zu Weihnachten gebräuchlich, die ebenfalls ihre Bedeutung auf den Opferdienst zurückführen. Die alten Germanen formten die Bilder ihrer Götter und der geheiligten Tiere in Teig, worauf sie von den Frauen in den Tempeln gebacken wurden. Deshalb findet sich solches Gebäck noch heutigentags in Tier- und Menschenform in den meisten deutschen Ländern. Besonders sind es der Reiter, der als Hinweis auf Wodan fast allerorten vorkommt, und die jagdbaren Tiere der Luft, des Wassers und der Erde, als Adler, Fisch, Hirsch, Eber u. a. In Schwaben bäckt man „Sprengerle,“ ein Backwerk mit darauf gepreßten Menschen, Tieren, Blumen und dergleichen. Gedeignere Bäckereien als diese Menschen- und Tiergestalten sind die im mittlern und im nördlichen Deutschland herrschenden Striezel- und Christstollen, in Württemberg das Huzelbrot, ein Gebäck aus gedörrten gespaltnen Birnen, Pflaumen, Rosinen, Feigen und Honig, und in Oberbayern der Klezen. In allen Gasthäusern Salzburgs und Oberbayerns herrscht heute noch die gute alte Sitte, Stammgästen in den Weihnachtstagen ein Stück Klezenbrot oder einen „Weihnachtszelten,“ ein laibähnliches Gebäck aus allerlei süßen und würz-

haften Sachen, gratis aufzutischen, vielleicht auch etwas Butter und ein Gläschen Kirchwasser dazu. Ein Mädchen heiratet im kommenden Jahre, wenn es neuerlei Klezenbrot, jedes Stück freiwillig geschenkt, nicht erbeten, zusammenbringt. Mit größter Sorgfalt wird der Zeltenteig geknetet; ist dieses Geschäft vorüber, so muß die Dirne mit den teigigen Armen die Obstbäume umfassen, damit diese im nächsten Jahre reichlich Früchte tragen. Gelingt der Hausfrau der Zelten, so betrachtet sie das als ein gutes Omen, mißrät er aber, so zittert sie für ihr Leben. Auch das Vieh bekommt ein eigens gebacknes Klezenbrot mit drei Nußkernen. Wer sich Schlag zwölf Uhr in der Christnacht mit einem weißen Weihnachtsbrot auf den Düngerhaufen stellt und spricht: „Wer nur vor Gott und der Welt beschaffen ist, der komm und schneid diese Stört an,“ sieht seine Braut oder den Bräutigam kommen. Läuft man aber davon, so fliegt dem Feigen ein Messer nach. In Haigermooß gehn die Mädchen mit einem Klezenbrot, in dem ein Messer steckt, in der Rauhnacht um das Haus. Wer einer dabei begegnet, der muß den „Scherz“ abschneiden und heiratet sie in der Folgezeit. Zeltentstücke endlich erhalten auch die Burschen, die am 28. Dezember in dem an Schwaben grenzenden Teile Bayerns herumziehen, die Mädchen zu „kindeln,“ desgleichen die, die in Altbayern das Klöpfliedlein singen.

Weiter wurde in der heidnischen Zeit dem Wittwinter eine besondere Kraft zugeschrieben, man meinte, seltne Gaben in ihm zu finden. So wußte das Altertum von der Sprachtätigkeit und Weissagungsgabe der Tiere mancherlei zu erzählen. Dieser Glaube wurde auch durch die Einführung des Christentums nicht vernichtet, wohl aber beschränkt, und zwar auf die heilige Nacht, in der Christus einst zu Bethlehem im Stalle geboren wurde. Überall in Deutschland sagt man deshalb, daß in der Christnacht Tiere miteinander reden, auch daß die Geister während dieser Nacht mit den Tieren sprechen. Die ganzen zwölf Nächte werden für die Tierwelt als bedeutend angesehen, und mancher Aberglaube über die Haustiere ist mit ihnen verbunden. Sie stehn in ihren Ställen auf, um dem Gott Wodan (später dem Christkinde) ihre Ehrfurcht zu bezeugen, oder sie knien alle nieder und beten an. Wodans Lieblingstiere, die Kofse, stecken die Köpfe zusammen und teilen einander mit, was sie während des verflossenen Jahres erlebt und erduldet haben, und was sie für die Zukunft erwarten. Viele Bauern wagen nicht, in der Weihnacht die Pferde anzuspinnen; dieses Reden untereinander sei die einzige Freude, die der Gott ihnen gewährt, das müsse sie für die Arbeit des ganzen Jahres entschädigen. Dabei spielt wohl der Respekt vor den Weissagungen der Pferde ebenfalls mit. Oft schlafen die Knechte in der heiligen Nacht unter oder gar in den Pferdetruppen, und die Träume in solcher Bettstatt sind vorbedeutend für das ganze kommende Jahr, denn im Schlafe hört man, was die Kofse reden. Mädchen reiten wohl auf einem Besen bis an die Tür des Pferdestalls und horchen. Wiehert ein Roß, so kommt die Magd bis Johannis in die Ehe, hört sie dagegen die laute Blähung eines Pferdes, so muß sie im kommenden Jahre Rindtaufe geben, ohne einen Mann zu haben. Man darf an solchen Weissagungen nicht zweifeln. Ein ungläubiger Bauer legte sich auch einmal in die Kause und horchte wachend. Da sprach um Mitternacht das eine Pferd zum andern: „Dieses Jahr machen

wir noch mit unserm Bauern los.“ Der Schreck warf ihn auf das Krankenslager, und bald zogen ihn die Pferde zum Kirchhof. Überhaupt ist das Verlauschen der Tiere gefährlich, und mancher ist schon dabei blind oder taub geworden oder gar gestorben. Auch wenn die Kofse am Weihnachtsmorgen in Stalle schwitzen, kommen sie bald vor einen Leichenwagen. Ferner haben sich bis heute noch eine Menge Gebräuche mancherlei Art erhalten, durch die man Tod und Leben, Glück und Unglück, Heirat und das blühende Geld zu erkennen glaubt. Die Schätze der Erde sind in dieser Zeit lösbar und zugänglich, Felsen und Berge, darin sie ruhen, tun sich auf, und die blaue Blume blüht, die das Gold in der Tiefe verrät. Auch die Gabe der Unsichtbarkeit kann man in den Zwölften erlangen. In treuem Glauben stellte der Bauer eine Korngarbe, dazu scheffelweise Hafer und Gerste unter den freien Himmel, ja er buk vor dem Hause, denn der Tau dieser Nächte, der von den heißgerittnen Kossen der den Wodan begleitenden Schlachtingfrauen (Walküren) niederströmte, segnete Korn und Brot und bewahrte den davon Essenden auf ein ganzes Jahr vor Krankheit. Ein Knecht, der selbst bei mäßigem Futter immer gesunde und dicke Kofse haben will, geht in den Zwölften des Nachts dreimal um die Kirche, in erhobner Hand ein Bündchen Heu haltend, das er nachher seinen Tieren zu fressen gibt; oder er stiehlt in der Sulnacht etwas Kohl, um ihn unter das Futter zu mengen, oder er macht, bevor er in die Christmette geht, ein Bündel Heu, das „Nettenheu“ zurecht, legt es auf den Mist und füttert, wenn er aus der Kirche kommt, sein Pferd damit. Den Waschhader braucht er nur zu Weihnachten, zu Neujahr oder am Dreikönigsabend an einen Zaun zu hängen und nachher damit die Pferde zu putzen, so werden sie ebenfalls fetter. Die Zäume der Pferde während der Zwölften unter den Tisch gelegt, hält sie während des Weideganges gut zusammen. Wollen Mädchen ihr Schickal erfahren, so schauen sie in der Christnacht zwischen elf und zwölf Uhr in gewisse Brunnen und Quellen und sehen darin das Bild ihres zukünftigen Mannes. Andre schälen Äpfel und Birnen, sodas die Schale ganz bleibt, werfen diese hinter sich und erraten dann aus der Figur, die sie bildet, den Anfangsbuchstaben des Namens ihres einstigen Gatten. Auch den Schuh wirft man bisweilen hinter sich; steht die Spitze der Tür zu, so wird das Mädchen in diesem Jahre Braut und verläßt das elterliche Haus, steht sie nach innen, dann muß es mindestens ein Jahr lang warten. Noch andre essen vor dem Schlafengehn Heringe, indem sie glauben, daß der, der ihnen im Traume den Durst stillt, sie heiraten werde. Auch einem Apfel, den man in der Andreaasnacht bei einer Witwe holt, ohne ihr dafür zu danken und unterwegs zu sprechen, schreibt man die Kraft zu, von dem Zukünftigen träumen zu machen.

Bis in das Gebiet düsterer Romantik und Mystik streifen einzelne ältere Volksgebräuche der Gebirgsgegenden hinüber. Da ist es vornehmlich das stille Volk der Unterirdischen, der Zwerge und der Bergmännlein, wie sie im Elsaß und in Schwaben, der Wichteln, wie sie in Hessen, Thüringen, Bayern und in Ticol heißen, in denen uralte Vorstellungen von den Seelen der Verstorbenen leben. Schatzgräber und Glücksucher opferten einst in der Weihnacht die schwarze

Katze oder den schwarzen Hahn (Überreste der altgermanischen Festopfer). In Südwestböhmen ging die alte Volkskunde einst flüsternd umher, daß in der Weihnachtsmitternacht auf einsamen Kreuzwegen alle jene in einem Zuge (Totenzuge) zu sehen seien, die im nächsten Jahre sterben würden. Wer sich hierzu ein altes Sargbrett verschaffen und durch dessen Astloch schauen kann, sieht noch gar mancherlei. Doch hat in den letzten Jahrzehnten die Weihnachtsfeier auch im Volkstum Deutschböhmens immer mehr den Charakter des Festes des Lichts, der Familien- und der Nächstenliebe, der Naturerneuerung angenommen. Jung und Alt muß am heiligen Abend ein Tuch auf dem Tisch nächst dem Fenster ausbreiten oder einen Korb aufstellen, damit das „Bornkind“ (eingeborne Kindlein) seine Gaben austeilern könne.

Mit dem Dreikönigsfeiertage schließt überall der Weihnachtsfestkreis im Wesen ab. In der Dreikönigsvornacht entfaltet sich noch einmal die Macht der Geister, ehe sie sich wieder zurückziehen. Haus und Hof wurden abermals gesegnet und gesieit, mit christlichem Weihwasser und heidnischem Brauche gegen die Mächte der Dunkelheit zu schirmen gesucht. Mit geweihter Kreide wurde an die Türschwellen, Türen und Torbalken das bekannte Dreikönigszeichen C + M + B mit der Jahreszahl (Casper, Melchior, Balzer, der volkstümliche Name der heiligen drei Könige) und an die Bettstellen zu Häupten und zu Füßen der sogenannte „Drudenfuß“, das in einem Zuge ausgeführte „Pentagramm“ (Fünfftern) geschrieben. Das Dreikönigszeichen diente zum Schutze gegen die Obmacht böser Geister und Menschen; der Drudenfuß sollte gegen die beängstigenden nächtlich die Schläfer drückenden „Druden“ und „Albs“ (Elben, Alben) sichern. Mit dem Dreikönigstage beginnen dann auch die Hindeutungen und Vorbereitungen des Volkslebens auf die zweitwichtigste Gruppe: die Ofter- und Frühlingsfeste.



## Geschichte einer Sammlung

(Schluß)



enn ich mir die Lage meines Vaters vorstelle in den letzten zwei Jahren, die er in Rom war, während er sich schon nach Gelegenheit umsah, nach Deutschland zurückzukommen — ich denke mir, daß es manchmal so spannend war wie Wetten oder Spielen. Ich habe einmal über Schliemann gelesen, von der eigentümlichen Sicherheit seiner Vermutungen, und wie er sich endlich seinem Ziele näherte. Es war bei der Ausgrabung des Goldschazes in Mykene. Aus Anzeichen in der Schicht, die sie durchstießen, schloß er auf etwas besondres. Der Schweiß brach ihm aus, schlotternd vor Aufregung und wie im Fieber schickte er die Arbeiter unter Vorwänden weg, um selber weiter zu graben und sich zu vergewissern. Und aufregend war auch das mit den Bildersunden. Mein Vater erzählte gelegentlich, wie er Beauftragte großer auswärtiger Galerien gesehen hätte, wie sie majestätisch aufgetreten wären, sich den Antiquaren als die Bevollmächtigten dieses und jenes Staatsmuseums präsentiert hätten, denen Tausende zur Verfügung stünden, und wie es dann gewesen wäre, als überschläge sich dem Italiener die Zunge im Halse, während